

Tiere, die Brehm noch nicht kannte

Autor(en): **Eleven, E. / Steinbacher, G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Prisma : illustrierte Monatsschrift für Natur, Forschung und Technik**

Band (Jahr): **4 (1949)**

Heft 3

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-653614>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Tiere, die Brehm noch nicht kannte

Selten ist ein bedeutender Wissenschaftler so gründlich von den Tatsachen widerlegt worden, wie der berühmte französische Gelehrte Cuvier. Er äußerte nämlich zu Beginn des vorigen Jahrhunderts, die Tierwelt sei nunmehr so genau bekannt, daß man nicht mehr mit dem Auffinden neuer Großtiere rechnen könne. Genau das Gegenteil war der Fall, denn das vergangene Jahrhundert wurde die Periode der zoologischen Entdeckungen. Zahlreiche Forschungsreisende suchten systematisch die noch unbekannt Gebiete des Erdballs auf und erschlossen sie unserer Kenntnis. Ein weißer Fleck nach dem andern verschwand von der Landkarte. Unzählige Tierarten, darunter viele größere, wurden gesammelt, den Museen einverleibt und wissenschaftlich beschrieben.

Forscher der verschiedensten Nationen durchquerten trotz aller Gefahren, Entbehrungen und Krankheiten, trotz Hunger und Durst Urwälder, Steppen und Wüsten. Das allgemeine Interesse an den Ergebnissen ihrer Tätigkeit war groß, es erfaßte alle kulturell aufgeschlossenen Kreise. Als gar Darwins Lehre von der Entstehung und Umformung der Arten, von der Entwicklung der Lebewesen, in den Mittelpunkt des geistigen Lebens rückte und einen jeden zur Stellungnahme zwang, wartete man geradezu begierig auf die Beschreibung neuer Tierformen, denn diese brachten — es sei nur an die Brückenechse und das Schnabeltier erinnert — neues Tatsachenmaterial für den Widerstreit der Meinungen. So erscheint uns heute die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts als die Epoche der allgemeinen Beschäftigung mit den Naturwissenschaften und vor allem mit der Zoologie. Man könnte nun meinen, daß für unser Jahrhundert nichts mehr übriggeblieben sei, was von eifrigen Reisenden noch zu entdecken wäre. Und doch hat die Nachlese, die in den letzten fünf Jahrzehnten gehalten worden ist, einige Neuheiten gebracht. Aber nur entlegene, schwer zugängliche Gebiete beherbergten noch wenige, unbekannt gebliebene Tiere.

Als Sir Henry Stanley in den Jahren 1887/1889 den Kongo von der Westküste Afrikas her aufwärts fuhr, um Emin Pascha

im ägyptischen Sudan zu Hilfe zu kommen, durchquerte er den Ostteil der großen belgischen Kolonie. Von den dort wohnenden Zwergen erfuhr er, daß im Urwald ein großes, braunes Tier mit schwarzweiß gestreiften Beinen lebe. Er selbst sah es einige Male und hielt es für einen Esel. Im Jahre 1900 hörte der Engländer Johnston von diesem merkwürdigen Lebewesen und erhielt auch einige Fellstreifen des Tieres von einem belgischen Offizier, den er bat, die Suche nach

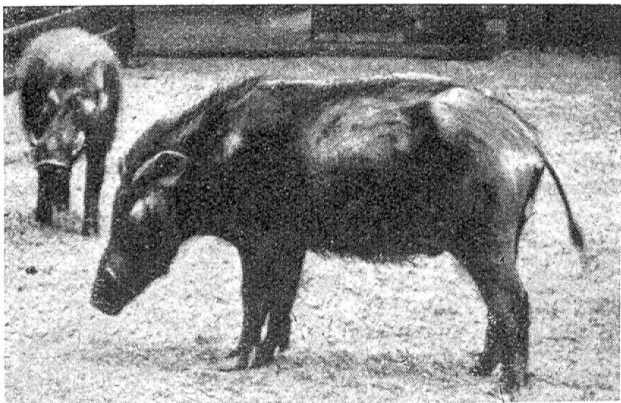


Das Okapi des New Yorker Zoos

ihm energisch zu betreiben. Auf Grund dieser Fellstreifen beschrieb Sclater die Neuheit als *Equus Johnstoni*, denn er hielt sie für eine Pferdeart, ein Zebra. Schon im nächsten Jahr schickte ein Leutnant Erikson an Johnston Fell und Skelett des Fabeltieres, das von den Zwergen erlegt worden war. Die genaue Untersuchung ergab, daß es sich um einen kleinen Verwandten der in den afrikanischen Steppen weit verbreiteten Giraffe handelt, der nun von Lankester *Okapia Johnstoni* benannt wurde. Das Okapi, von dem man jetzt sogar zwei Rassen — möglicherweise sogar Arten — kennt, hat einen kürzeren Hals als die Giraffe, ist bei weitem nicht so groß und lebt in den endlosen Forsten nördlich des Kongo, vor allem

am Ituri, Itimbiri und Mongala. In den letzten Jahren sind einige Okapis in die Zoologischen Gärten gekommen, so nach Antwerpen, London und New York.

Manche der belgischen Kolonialbeamten und Offiziere hatten ihre Freude daran, die Tiere des Urwalds, der ihrer Aufsicht unterstand, nicht nur zu jagen und zu essen, sondern auch die Felle und Skelette dem Kolonialmuseum in Tervueren im belgischen Mutterland zu schicken. Hier wurden sie präpariert und aufgestellt. Mitunter fehlte aber ein Bearbeiter, der die Neuheit so mancher Funde erkannt hätte, die nun jahrelang unbeachtet in den Schränken standen. Ein solches Schicksal traf zum Beispiel zwei mächtige schwarze Wildschweine und zwei eigenartige Hühnervögel, deren Artgenossen im Urwald regelmäßig geschossen und verspeist wurden. Da erhielt der Engländer Meinertzhagen 1904 in den Bergwäldern Britisch-Ostafrikas den Schädel und Hautstücke eines Wildschweins, die er an das Museum in London schickte. Hier beschrieb es Thomas als Riesenwaldschwein *Hylochoerus Meinertzhageni*. Jetzt erst stellte man fest, daß die Tiere im Tervuerener Sammlungsschrank zur gleichen Art gehörten. Später erfuhr man, daß dieses Wildschwein, das vier bis fünf Zentner Gewicht erreicht, nicht nur in den genannten Gebieten lebt, sondern auch in Kamerun und an der Gold- und Elfenbeinküste. Im Jahre 1938 kamen die ersten sechs

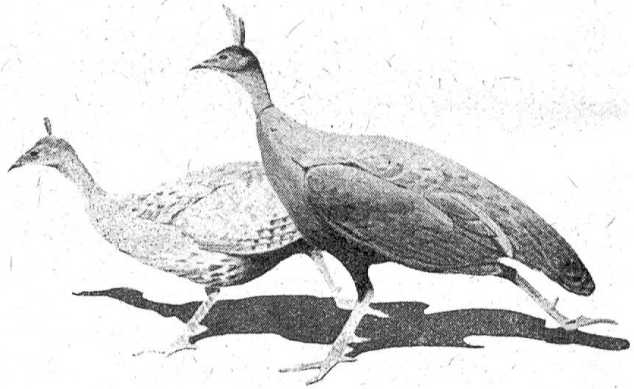


Riesenwaldschwein-Keiler (*Hylochoerus Meinertzhageni*) aus dem Kenya-Gebiet in Hagenbecks Tierpark

Exemplare nach Europa und zwar in den Tierpark von Hagenbeck in Hamburg.

Im Jahre 1913 besuchte der amerikanische Ornithologe Chapin den Ituriurwald, die Heimat des Okapis. Im Kopfschmuck eines Negerhäuptlings entdeckte er eine Feder, die

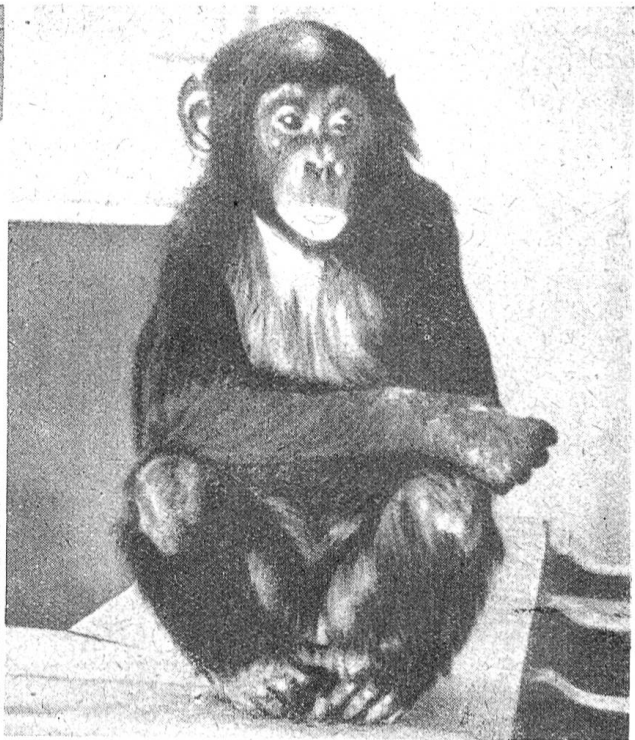
ihrer Struktur nach einem großen Hühnervogel gehören mußte. Ein solcher war aber aus Afrika nicht bekannt. Als Chapin im Jahre 1936 das Kongomuseum in Tervueren aufsuchte, sah er mit größtem Erstaunen die beiden oben erwähnten Hühnervögel. Er erkannte sofort, daß seine vor dreiundzwanzig Jahren gesammelte Feder einem Vertreter der



Ein Pärchen des Kongopfaus

gleichen Art angehört haben mußte. Die beiden ausgestopften Vögel aber befanden sich unerkannt seit 1914 in Tervueren. Bald darauf hörte Chapin von einem alten Bekannten aus dem Kongogebiet, er habe im Jahre 1930 einen solchen Vogel im Ituriurwald verspeist. Chapin beschrieb die neue Vogelart als *Kongopfau Afropavo kongensis*, einen nahen Verwandten der großen indischen Pfauen. Im nächsten Jahr fuhr Chapin an den Kongo und erhielt dort einige bereits für ihn von Eingeborenen erlegte Kongopfauen, er selbst konnte einen jungen *Afropavo* schießen.

Schon seit geraumer Zeit behaupteten Kenner des afrikanischen Urwaldes, daß es nicht nur die eine Schimpansenart, die der Wissenschaft gut bekannt ist, gäbe, sondern noch eine zweite. Doch haben es die Zoologen kaum beachtet, daß im Jahre 1929 Schwarz eine neue Schimpansenart als *Pan paniscus* beschrieb, auf Grund von Fellen, die in Tervueren aufgehoben wurden und die aus den Forsten südlich des Kongos stammen. Als aber die ersten Vertreter dieses *Bonobo-Schimpansen* im Jahre 1936 in den Tierpark München-Hellabrunn kamen, stellte sich heraus, daß dieser Affe zwar dem altbekannten Schimpansen relativ nahesteht, aber doch eine sehr gut kenntliche, deutlich verschiedene Art darstellt. Denn er unterscheidet sich im Wesen, in der Stimme und im Körperbau beträchtlich von ihm. Wir müssen somit umlernen: es gibt nicht drei



Der Körper des Schimpansen (links) ist kurz und verhältnismäßig breit, der Bonobo (rechts) ist lang und schmal, er hat viel längere Beine als der Schimpanse. Beide Tiere aus der Menschenaffen-Station München-Hellabrunn

Menschenaffenarten auf der Welt, sondern vier, den Orang-Utan in Borneo und Sumatra, den Gorilla, den Schimpansen und schließlich den neu entdeckten Bonobo in den Forsten Afrikas.

Einen interessanten Fund machte der Hauptmann von Beringe, als er im Jahre 1903 die Bergwälder nördlich des Kivu, östlich des Viktoria-Sees in Ostafrika durchquerte. Er schoß einen Gorilla, dessen Fell und Schädel er an Geheimrat Heck im Berliner Zoo schickte; Heck gab ihn an den Säugetierkenner des Berliner Naturkunde-Museums, Professor Matschie weiter, der das Tier, eine neue Rasse des Gorillas, als Gorilla Beringei beschrieb. Dieser Berggorilla weicht in Größe und Färbung beträchtlich von dem Gorilla aus dem Tiefland ab, er hat vor allem einen Fuß, der in der Ausbildung der großen Zehe deutlich menschenähnlicher ist. Der Tiefland-Gorilla kann die große Zehe abspitzen wie den Daumen der Hand, der Berggorilla aber vermag das nicht.

In der Südsee liegen vor der Westküste der Sunda-Insel Flores drei kleine Eilande: Komodo, Rindja und Pardar. Im Jahre 1912 beschrieb Ouwens nach Berichten von Aldegon eine riesige Echsenart, einen Waran, als *Varanus Komodoensis*, der dort vorkommen sollte. Er gab die Größe des Tieres mit sieben Metern

an. Sensationslüsterne Reporter vergrößerten es bis auf zehn Meter und stempelten es zu einem noch heute lebenden Saurier. Inzwischen haben Amerikaner, Holländer und Deutsche das Gebiet besucht und festgestellt, daß der Komodo-Waran, auch Drachenwaran genannt, nicht größer als drei Meter wird. Einige Vertreter dieser Art sind in die Zoologischen Gärten, unter anderem nach Berlin und Frankfurt gelangt und haben sich als intelligente, leicht zu zähmende Pfleglinge entpuppt. Auf den Beschauer wirkt der Komodo-Waran wie eine riesige Eidechse. Komodowarane fressen vor allem kleinere Tiere; in den Mägen erlegter hat man aber sogar Reste von Pferdehirschen gefunden, deren sie also Herr werden müssen — eine beachtliche Leistung, denn diese Hirsche sind groß und kräftig.

Nicht nur Säugetiere, Vögel und Reptilien boten Material für Neuentdeckungen. Manche großen Fische der Tiefsee dürften noch heute unbekannt sein. Bisher konnten aus technischen Gründen nur kleine Netze in die Abgründe der Weltmeere herabgelassen werden. Sie waren nicht imstande, gewichtigere Beute aufzunehmen. Keines Menschen Auge hatte bisher die dort lebenden Wesen in ihrer natürlichen Umwelt erschaut. Erst dem New Yorker Beebe gelang es, eine Stahlkugel mit Glasfenster zu

konstruieren, die zwei Personen aufnehmen konnte und stark genug war, den gewaltigen Druck der Wassermassen in der Tiefe zu ertragen. In Tiefen bis zu 923 Meter hat Beebe



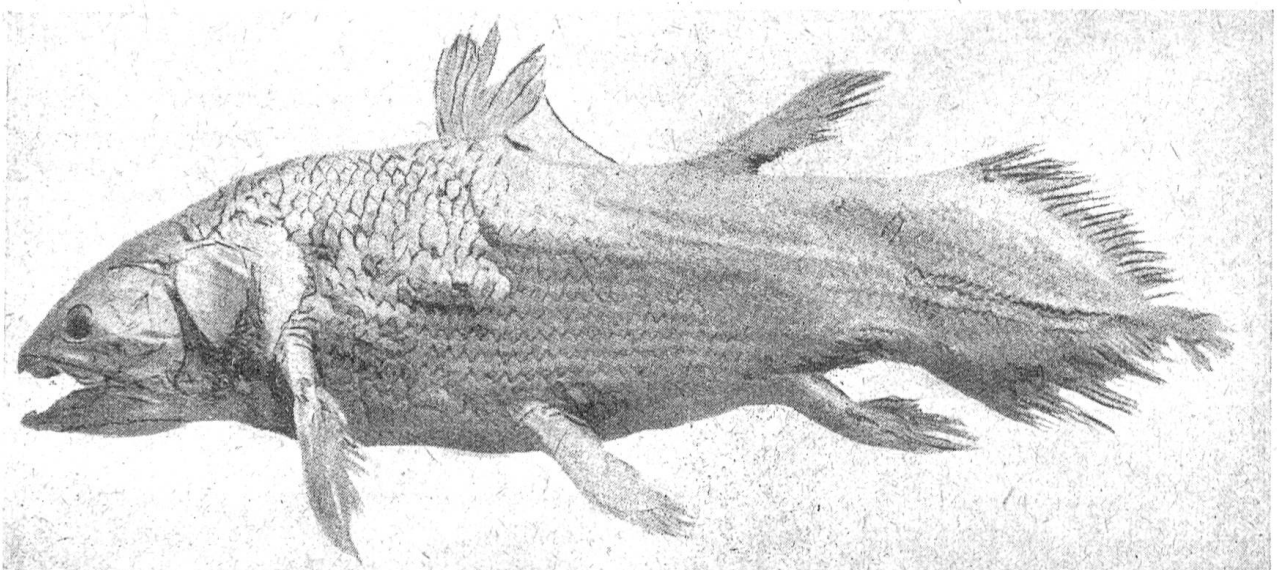
Dieses Bild zeigt anschaulich die Größe des Drachenswurms. Das Tier aus dem Frankfurter Zoologischen Garten war auch Fremden gegenüber völlig zahm

eine Reihe noch unbekannter größerer Fische beobachtet, konnte sie aber verständlicherweise nicht fangen.

Da hatte es der Kapitän eines Fischdampfers leichter, der am 22. 12. 1938 vor der südafrikanischen Küste mit dem Schleppnetz in vierzig Meter Tiefe fischte und in seinem Fang einen achtundfünfzig Kilo schweren, andert-halb Meter langen stahlblauen Fisch mit dunkelblauen Augen fand, ihn sofort als etwas Sonderbares erkannte und der Kuratorin des Museums von East-London, Frau Latimer, übermittelte. Der Fischspezialist Smith beschrieb das Tier als *Latimeria chalumnae* und stellte zu seiner höchsten Überraschung fest, daß er zu den Quastenflossern, den *Crossopterygiern* gehört, die in früheren Erdperioden weit verbreitet waren, jetzt aber größtenteils ausgestorben sind und nur in den wenige Arten umfassenden Lungenfischen weiterleben. Der neue Fisch muß in die Familie der *Coelacanthiden* gestellt werden, deren erste Vertreter aus dem Devon bekannt sind und deren älteste Versteinerungen vor dreihundert Millionen Jahren abgelagert wurden. Sie galten bisher als seit der Kreidezeit, also seit fünfzig Millionen Jahren, ausgestorben, nun aber beweist *Latimeria*, daß sie noch heute leben. Die *Crossopterygier* unterscheiden sich dadurch von den anderen Fischen, daß ihre Flossen auf armartigen Schäften sitzen.

Cuvier hat sich also als falscher Prophet erwiesen. Gerade in den Tiefen der Weltmeere mögen noch manche größeren Lebewesen ihrer Entdeckung harren.

Dr. E. Elven und Dr. G. Steinbacher, Augsburg



Der Quastenflosser *Latimeria* aus der bisher für ausgestorben gehaltenen Familie der *Coelacanthiden*